

Benjamin Ziemann, Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918–1933, Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2014, 381 S., brosch., 24,90 €.

Lange ist der Weimarer Staat in historiografischer Einseitigkeit entweder von seinem schwierigen Anfang oder dem katastrophalen Ende her betrachtet worden. Das böse Wort von der „Republik ohne Republikaner“ beherrschte auch den nachträglichen Blick. In den Jahren 1918/19 aus den Trümmern von Kaiserreich und Weltkrieg hervorgegangen, wurde die erste deutsche Demokratie bereits vor Hitlers „Machtergreifung“ 1933 ausgehöhlt und schließlich von den Nationalsozialisten beseitigt. Das hat zu der Auffassung geführt, die republiktreuen Kräfte seien passiv und immobil gewesen; sogar von einer „Selbstpreisgabe“ war die Rede. Historiker haben von dieser Sicht inzwischen Abstand genommen. Weimar ging vor allem deswegen unter, weil die Großwetterlage in Deutschland vor 1933 in Verbindung mit der Weltwirtschaftskrise, sozialer Verelendung und politischer Radikalisierung Hitlers Aufstieg massiv begünstigte. Dabei wird immer wieder auch auf die Gewalterfahrung der Republik verwiesen, die wiederum auf die Entgrenzungen des Weltkriegs zurückgeführt wird. Nach George Mosse habe der „Mythos des Kriegserlebnisses“ dazu gedient, die Wahrheit über den Krieg zu verschleiern.

Gegen diese „seit langem fest etablierte Lesart der Auswirkungen des Weltkrieges auf die politische Kultur in Deutschland“ wendet sich der Historiker Benjamin Ziemann in seinem Buch „Veteranen der Republik“, das zunächst (2013) auf Englisch erschienen ist. Darin schildert der Professor an der University of Sheffield auf breiter Quellenbasis die prorepublikanischen Erinnerungen an das Kriegsgeschehen von 1914 bis 1918, die Beteiligung der staatstragenden Kräfte an den Debatten über die Ursachen der Niederlage, an Denkmalprojekten sowie Trauerfeiern für die Gefallenen. Ziemann wendet sich zwei zentralen Organisationen zu, dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold sowie dem „Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Hinterbliebenen“. Der Reichsbund war der mit Abstand größte Verband Kriegsversehrter, 1922 zählte er 830.000 Mitglieder. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold entstand 1924 als „Bund republikanischer Kriegsteilnehmer“. In den Jahren danach erreichte der Verband mit rund 900.000 seine höchste Mitgliederzahl. Formal war das Reichsbanner überparteilich, faktisch jedoch sozialdemokratisch geprägt.

Einleitend analysiert der Autor die Bücher und Broschüren, die sich nach 1918 mit dem inneren Zustand der Armee im Weltkrieg beschäftigten. Dabei zeigt er, dass nationalistische Kriegsmymen zunächst keineswegs im Zentrum der Debatten standen. Die Republikaner schilderten Kriegsende und Niederlage als „Moment der Befreiung“ und „Erlösungsstunde“, in der die Soldaten zugleich gejubelt und getrauert hätten. Der Arbeiterdichter Karl Bröger (1886–1944) schreibt Deutschland ins Stammbuch, dass „dein ärmster Sohn auch dein getreuester“ sei. Vorherrschend ist die Erinnerung an die „Kriegszermalmten“, die Opfer ihrer Vorgesetzten geworden seien. Den Versuch der republikanischen Veteranen, letztlich dem Generalstab die Hauptverantwortung für die Niederlage von 1918 zuzuweisen, greift Ziemann an mehreren weiteren Stellen auf. Statt der Heroisierung, wie im nationalen Lager üblich, wollten Reichsbanner und SPD den destruktiven Charakter des Kriegs sowie die Klassenstruktur der Armee brandmarken. Kameradschaft sei nur ein Mythos gewesen, höhere Chargen hätten die einfachen Soldaten in der Regel nur „mit zoologischen Beinamen“ angeschrien, hieß es in einem Zeitungsbeitrag.

Kurze biografische Abrisse bietet das Buch zu einer Reihe führender Armeeingehöriger, die sich in Weimar auf die Seite der Republikaner schlugen, etwa die Ex-Generäle Berthold von Deimling sowie Paul Freiherr von Schoenaich, der der DDP und dem Reichsbanner angehörte. Als nunmehr pazifistische Offiziere werden der frühere Polizeioberst Hermann Schützing sowie Karl Mayr vorgestellt. Ziemann erzählt auch die Geschichte von Martin Hohohm, jenem demokratisch gesinnten Historiker, der im Reichsarchiv mit der Aufarbeitung der Weltkriegsgeschichte befasst war und sich vor allem gegen die Dolchstoßlüge einsetzte. Zu Wort kommt ferner ein einfacher Weltkriegssoldat und Reichs-

bannermann, Fritz Einert (1893–1962). In seinem 22-seitigen Bericht findet sich vieles von dem wieder, was Erfahrung und Weltsicht der republikanischen Veteranen kennzeichnet.

Auch im Totengedenken wandten sich die Republikaner immer wieder gegen eine Heroisierung der Soldaten sowie gegen die Tendenz zur Monumentalisierung. Als 1921 in München ein städtisches Kriegerdenkmal entstehen sollte, warnte ein SPD-Blatt vor einem „Millionensteinhaufen“ und warb stattdessen für ein „Denkmal der Nächstenliebe“, etwa in Form von Lebensmitteln für die Überlebenden. Reichsbanner und Reichsbund veranstalteten in der Regel gemeinsame Gedenkfeiern, oft auch unter Beteiligung der bürgerlichen Deutschen Friedensgesellschaft (DFG). Die Sprache des Gedenkens war geprägt von der Trauer der Familien sowie von der Vorstellung, Sieger und Besiegte seien gleichermaßen vom Krieg verwüstet und der Kampf für Frieden sei Verpflichtung gegenüber den Opfern. Beim sogenannten Reichsehrenmal arbeitete das Reichsbanner sogar mit dem nationalistischen Stahlhelm zusammen. Das Projekt eines „Heiligen Hains“ bei Bad Berka in Thüringen kam dann wegen Hitlers Machtübernahme nicht mehr zustande.

Ziemann kann zeigen, dass die Behauptung, die Republikaner hätten den Gefallenenkult der politischen Rechten überlassen, zu korrigieren ist. Unzutreffend ist auch die These, die Linke habe die Bedeutung politischer Symbolik nicht verstanden. Entschieden kämpften die republikanischen Verbände gegen die Langemarck-Legende, wonach junge Freiwillige in der Flandernschlacht 1914 mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in den Tod gezogen seien. Das „Lied der Deutschen“ mit seinem demokratischen Kern stand ebenso wie die schwarz-rot-goldene Fahne, die der Weimarer Staat zu seinem Zeichen wählte, für die freiheitliche Tradition von 1848. An diese erinnerten die Republikaner auch im Gedenken an die Märzgefallenen.

Das Buch blendet auch Schwachstellen im demokratischen Veteranenmilieu nicht aus. Konflikte unter den demokratisch gesinnten Verbänden traten häufig auf, etwa als das Reichsbanner 1928 wie auch die SPD für den Bau des „Panzerkreuzers A“ votierte. Es war in gewisser Weise paradox, sich einerseits für Frieden einzusetzen und „Nie wieder Krieg!“ zu rufen, andererseits aber militärisches Denken und Gepräge nicht verleugnen zu können. Insofern scheint es etwas vage, wenn Ziemann bilanziert, das Reichsbanner habe „nicht zur Militarisierung der politischen Kultur“ in Weimar beitragen. Insgesamt aber stehen den Vorzügen seines Buchs nur einzelne Schwächen gegenüber. Auf die Versuche, die Weimarer Reichswehr zu republikanisieren, geht der Autor nicht ein. Angedeutete Fäden zu einer vergleichenden Studie etwa mit Frankreich hätten die These vertieft, dass die Militarisierung der Gesellschaft in Weimar-Deutschland keineswegs eine Ausnahme bildete. Dies aber wäre eine Aufgabe, die im Rahmen dieser verdienstvollen Veröffentlichung nicht zu leisten war.

Bernd Buchner, Augsburg

Zitierempfehlung:

Bernd Buchner: Rezension von Benjamin Ziemann, Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918–1933, Bonn 2014, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 56, 2016, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81683>> [23.12.2015].